

Das Schweindien.

Von Dena Christ.

(Nachdruck verboten.)

Herr und Frau Müller saßen auf dem Lande, oder — besser gesagt — in der Sommerfrische. Denn wegen der paar Wochen Urlaub, die man als einfacher Sekretär zu genießen das Vergnügen hatte, konnte man sich doch nicht die Umstände machen, richtig aufs Land zu gehen, etwa so wie die Familie des Herrn Präsidenten und des Regierungsrates!

Da ging man eben nur ein wenig in die Sommerfrische; und zwar trotz des geringfügigen Rückens der Frau Kanzleirat blieb nach Sindhöfen in Bayern. Allerdings hätte die Frau Sekretär Müller lieber den Nachbort Schöna gewählt, schon des morgmüßigen Vorkommens dieses Namens halber. Denn: wenn draußt man es auf die Nase zu binden, ob man in Schöna bei Wien, bei Linz, bei Bregenz oder bloß bei Sindhöfen in der Sommerfrische war!

Doch Herr Sekretär Müller entschied sich für Sindhöfen. Zwar durfte niemand den eigentlichen Grund dieses Wahl-ergebnisses erfahren, daß nämlich eine Schwester des Herrn Sekretärs in Sindhöfen an einen armenigen Hübsmann und Einnehmer verheiratet war; aber der Krieg und die Notwendigkeit, sein durch nicht allzu reichliche Strohloft ziemlich unheimbar gewordenes Ich bei Kühen und Schweinen, Hühnern und Tauben wieder ein wenig auf die normale Friedenshöhe zu bringen, machten den Aufenthalt in einem solchen Bauern-ort ganz hinten in irgendeinem Winkel Bayerns entschuldigbar und begreiflich in den Augen aller, die da glauben, ein Recht zu haben, die Gemüthsheiten ihres lieben Nächsten zu betrachten.

Also, Müllers waren in der Sommerfrische beim Weber in Sindhöfen. Und sie saßen gemütlich unter einem schattigen Apfelbaum, hatten eben den Nachmittagskaffee getrunken, die letzten Kriegs-berichte und Stadtmittelungen gelesen und saßen zufrieden und behaglich blinzelnd hinein in den warmen Spätmorgensonne.

Da kam die kleine Tochter der Weberin, nahm das Geschirr vom Tisch und sagte: „Seht nicht der Bata drei Säue! — denn Alberer oame, beim Karpfinger oame und bei der Kieblin oame. Da kriegt mir nachher überall a Fleisch und a Würstl.“

Nachdick! Die Frau Sekretär leuchte. „Ja, ja — die Bauern! — Die haben's halt gut! — Wenn sie gern Küchlein essen, fahren sie in die Mühle — und wollen sie Fleisch, so stechen sie sich ein Schwein! — oder unreiner!“ Der Herr Sekretär blickte ein paar dicke Rauchwolken in die Luft und freizte genauenwill seine Zigarre in das Streif-kröchen seiner Frau.

„Freilich han sie's gut, uniere Bauern“, meinte er, „aber wenn man's richtig versteht, könnten's ja mit ein bißl besser hab'n! — Versteht'n sollt man's halt, versteht'n...“ Seine Frau nickte.

„Und am Land leben sollte man, Frig, weißt du, und selber sollte man eben solche Dingelchen haben!“ „Was für Dingelchen?“ Der Herr Sekretär fragte es ein wenig nervös.

„Nun — so ein Schweindien vielleicht... und ein paar Hühner...“

„Ja na. Freilich war das recht! — Aber bei uns — da arim — in der Stadt — über drei Schen...“ Ein langgezogener Schrei durchdrang in diesem Augenblick die Stille des Nachmittags; gleich darauf ein zweiter — und ein dritter.

Danach wurde wieder alles ruhig. Die Frau Sekretär leuchte abermals. „Nun tat er's wohl...“, sagte sie und machte die Bewegung des Gurgelabschneidens. „Nun hat's wohl ausgefallen.“

„Wahrscheinlich“, meinte er, „wahrscheinlich hat's ausgefallen.“ Er schüttelte ein wenig in der Zeitung herum. „Nunnt hat's da ganz oacarr!“ hör's ihm kam plötzlich heraus; „wann ma ist so zu was brauchd kummt! — Nachher neust i löhn... mo i tät...“

„Und damit stand er mit einem Fuß auf und ging hinüber zum Alberer, wo eben die Bäuerin und die Dirm einen über- fochenden Wassers nach der Tenne schleppten.“

Da drinnen stand der Weber mit dem Alberer vor einem Tisch, darauf die tote Sau lag, sie betreten das ganze Vieh mit gelbemem Spätsperd und warfen es danach in die Best- wigmühle, wo es aufgefress und mit Striden abgerieben wurde.

Der Herr Sekretär kam näher. „Ma, seid's ich bei der Arbeit?“ „Wenn ma's glei hab'n“, erwiderte ihm der Alberer. Und der Weber fügte bei: „Da is nig dahinter. Da sich i dir alle Tag zehe ab, wenn's sie mußt!“

„Ein Schwager, der Herr Sekretär, lachte. „Ja na. Du konnt halt umgeh' mit io was...“

„Am stillen oder prüfte er seine Kräfte und das Maß seiner Aufwichtigkeit, welches offensichtlich einmal notwendig wäre, um selber io eine Sau, gelegt den Fall natürlich... das man überhaupt eine hätte.“

„Wie lang hab's jeh die a'fittert?“ fragte er plötzlich io mitten aus seinem Gedanten heraus.

„oame s' Weihnachten. Ma' muos halt allemal glei wieder wissen, wo ma Fasert befrist.“

„Nun wurde die Sau gepuht und gewaschen, aufgehangen und ausgenommen.“

Der Herr Sekretär hielt mit fieberhaftem Interesse zu. „In keinem Hirt oder diltete sich langam eine Adee — ein Men — und wurde fest und fetter, bis er sich elengharten Abstuf- teile: Ein Schwein muos her! — Gleich auf der Stell!“

„Und der Weber bedachte ihn noch darin.“

„Versteht, Frig, allereil a Kraut und Erdpäß und dazu gar ma an Boda Fleisch! — Dees is loadt! A Fleisch g'hört her.“

„Weiß der Teufel! Ein Schwager hatte recht!“

„Aber — was würde die Frau Sekretär dazu sagen? — Sie, die geborene Adee Schönhaupt, gemene Kammerfrau bei Erzherzogen und gräflichen Familien!“

„Doch Frau Adee zerstreute jedes Bedenken — sie wollte. Na also.“

„Und io bekam Müllers ihr Schweindien.“

Es war ein ganz ansehnliches Ferkel, lugeirund und zeder- fest und dazu ganz tollg von Mästel bis zum Schwanzlein; etwa fünfhundert Pfund schwer und zu den schönsten Hoff- nungen berechtigt.

Herr Müller sollte es selber aus dem Verkauf des Bauern, steile es in den Eierkorb der Weberin und spwang sich beglückt auf sein Krad, von Stolz erfüllt wie ein stolischer Junker.

Freilich wurde schon eine gemüthliche Hejgig aus dieser Fahrt; denn der Sekretär hatte in seiner Hejgestreue vergessen, den Korbdeckel gut zu schließen; und io tat das Schweindien plög- lich — schrump — einen Gag — das Rad verlor die Richtung, und auf io und nein lag er im Strohhengraben.

Als erstes erholte sich das Ferkel.

Es schloß sich aus dem Korb, ließ einen vermunderten Bunt aus und lief davon, immer den Strohhengraben entlang, den Sekretär idier zur Zeitgeude erlort hier sich lassend.

Doch nicht lange spielte dieser die Rolle von Reis Weis; er erlosme richtig die Gefahr des Augenblinks und war also- bald hinter dem Büschling her wie der Scherge hinter dem Dieb.

„Ja, ja. Von der Wechheit mancher Tiere kann man des öfters lesen: von Affen zum Beispiel — oder von Geln...“

„Aber doch ein Jungs Schachin...“

Herr Müller konnte kaum mehr. „Und er hätte sicherlich nie mehr sagen können: me i n Schwein, wenn nicht zum Glück eine Herde Bauernbuben ge- kommen wären, die es einjingen.“

„Also, Müllers hatten doch ihr Schwein.“

„Und sie brachten es zur Stadt — in ihr Heim — mit Ceremonien und Knäuflichkeiten, als wär's ein Erbzirgner der Thronfolger.“

Freilich war nun die Geschichte nicht mehr so einfach; denn erstens ist eine vornehm ausgestattete Dreizehnmehowung kein Schweinestall — und zweitens ist ein Schwein nur einmal fein Kerkerregel, kein Kegelstiel und kein Schwanzfischer.

„Und Frau Adee war seine Stallmad.“

Trotzdem mißte sie sich rechtlichfallen mit ihrem Dingelchen, wie sie es nannte, um es dick und fett, zufrieden und — zimmer- rein zu machen.

Dann es letzte vorerst in einem Reifetorb draußen in der Küche. Und danach in der Kommodenschränke drüben im Kammer — und zuletzt in der Bodenwanne.

Aber leider ward ungemüthliche Freude auch Frau Adee nicht teilhaft; man legte beim Kneuen und im Wästelchen über sie zu manfeln.

„Müssen's ichen?“ — Beim Sekretär ham's Säul! — In der Wohnung! — Im Solon!“

„Ach, es lief hinaus auf die Stiege — fiel, fiel — loderete die Stufen hinauf — in heiser Angst und Todesnot — und stand plötzlich draußen auf der Straße, mitten unter dem Menschen- trandel, der die Flegelbombe schon wollte.“

„Und dann starb es durch den Biß eines Bernhardiner- hundes den Helmbüß für seinen Kommandovorband. — Und Herr Müller dreihig Mart bezoghe — fürs Beleg.“

Am Vocabend der Einnahme Rigas.

Brief einer Bühnenkünstlerin. (Nachdruck verboten.)

Die Wanderbühne des Petersburger Arbeiter- und Sol- datenrates fand keinen gästlichen Empfang in Riga. Es regnete in Strömen, und nachdem wir zweimal 24 Stunden im Güterzug gefahren waren, wirkte die Aussicht, sofort zu spielen, nicht gerade verlockend! Zugleich erfuhr ich, daß die Frage der Vorstellung noch offen war, da die mili- tärischen Einheiten in den Stellungen gerechelt wurden. Im allgemeinen waren wir begeistert, in Riga für die Sol- daten zu spielen.

Am folgenden Tag fuhr ich mit dem Chef der Kolonne und mit meinem Regisseur im Automobil an die Front und besprachen mit dem Divisionsleiter, an welcher Stelle und in welchem Regiment die Vorstellung beginnen sollte.

Freudig begrüßten uns die Soldaten und die Offiziere, die lebhaften Anteil an all unseren Entbehrungen und Un- bequemlichkeiten nahmen.

Wir waren gerade mit den Vorbereitungen zur Auf- führung beschäftigt, als der Befehlshaber aus seinem Un- feld herausstritzte und aus allen Kräften schrie: „174 35, 19 — 29.“

Wovor ich noch etwas verstehen konnte, wurde mein Ohr durch ein dröhnendes Geräusch belästigt. Es kam ein zweiter, ein dritter Knall, und dann schien es von allen Seiten zu trachen und zu bersten. Der Befehlshaber tauchte wieder auf und sagte: „Sehen Sie, ein deut- liches Luftschiff!“

Es flog fast über unseren Köpfen, und wir beachteten, daß unsere Stellungen von dem schlang- artigen Apparate, über wie es heißt, von der „Wurk“ aus- geschändelst werden sollten.

Wir wurden alle eingeschüchert. Das Geräusch der Maschinenengere wurde überhört, wir sahen nur die „Wurk“, die uns immer näher kam. Endlich verschwand sie unter dem Donner unserer Kanonen.

Plötzlich schreit ein Soldat: „Da ist sie wieder, die „Wurk!“ Wir glaubten, der Flegel müßte in die Feuer- stühle fallen, die ihm von unseren Geborenen entgegen- geschleudert wurde, er nahm jedoch den Rückzug durch die Garben von Schrapnell. Jörn und Verwundung folgten ihm. Erst abends erfuhr ich in Riga, daß auch unser Beobachter in den Lüften war und sich glücklich gerettet hatte. —

Am folgenden Tag fand etwa 3/4 Rest von der feind- lichen Stellung entfernt, die erste Vorstellung statt. Die Soldaten begrüßten uns freudig und hatten die Bühne her- stellen. Es war geradezu rührend, wie jeder von ihnen beflissen war, uns beizustehen, und die Arbeit zu fördern. Einfache Dekorationen hatten wir mitgebracht. Als wir den Vorhang befestigten und die Seitenlatten aufstellten, fogte der Wind uns fast den ganzen Aufbau weg. Wir mußten es schließlich aufgeben. Die Soldaten rodeten uns eines Lammens aus, die den Hintergrund und die Krallen ganz hüßlich erregten. Unsere Garberode war in einem Schöber- graben, wo man sich kaum aufrichten und nur mit Mühe etwas leben konnte beim Abwite, das durch ein winges Fensterloch fiel. Und in solchen Schüttengräben lebten unsere Soldaten und Offiziere schon jahrelang!

Wie zu Zeiten Schafepaars, trat unter R.iffur vor das Publikum und kündete aus, was es sich bezugellien: und was es zu erwarten hat. —

Es ist brächtig, mit primitiven Aufschauern zu verfahren! Sie reagierten auf alles, auf den Schmerz, auf die Freude, auf das Erschauern usw. Wir waren mit solcher Begeisterung bei der Sache, daß wir weder den Regen noch viele andere Unannehmlichkeiten bemerzte, bis ein Soldat auf einmal herbeiflog und unzufammenhängend zu brüllen begann, daß die Künstler beizochen und zu anderen Zwecken hier seien und bernj. mehr.

Die Soldaten gerieten in Erregung und verlangten den Schreier, aber das Publikum jagt sich doch zurück und die Stimmung ward verborben.

Sowie wir am nächsten Tage bei der 10. Batterie spielten, wurden wir aufmerksam gemacht, daß feindliche Geschosse zu erwarten seien. Des Abends saßen wir in zwei Güter- wagen unsere Fahrt fort bis zum Ufer der Dwina. Ganz deutlich sahen wir mit bloßem Auge auf der anderen Seite die Deutschen. Eine Unruhefiedigung trennte uns von der feindlichen Artillerie. Chausseure passierten diesen Weg und richteten uns eine Art von Hübe her. Noch hatten wir unsere Sachen nicht gepackelt, da begann das Bombardement. Einige meiner Kameraden hatten sich als ver- wunderte Schweinchen betätigt und waren es dieser Unruhe schon gewöhnt. Nur ich war eine Keulung in dieser Unruhe und innerlich von Angst ergriffen. Während wir spielten, ließ sich ein Kanonendonner nach dem anderen vernehmen. Mit- leidig sagte jemand dem Publikum, nach mir wendend: „Die Aermste hat sich erschreckt.“ Unsere Aufführung schloß.

den Soldaten eine wirklich heitere, anregende und aufmunternde Stunde und schloß mit dem begeisterten Beifall der Soldaten.

Die zweite Aufführung unter der Begleitung von Schwestern kam mit schon ganz normal war, und der Kanonendonner machte einen weit geringeren Eindruck auf mich als gestern. Zum Schluß sagte der Regimentsführer, daß die Deutschen das beste Vorkriegs- und die besten Soldaten seien. Sie waren ja auch nur aus dem Krieg und nicht entmenscht! Anspitzeln freilich ist kein Feind gegen uns, müßten wir uns zurückziehen. Das wiederholte sich mehrmals.

Auf dem Rückweg gelangten wir unter das Feuer der russischen Geschütze, die unsere Flieger beschossen. Unser Flugzeug-Soldat befeuerte sich nur, und der Flieger, der uns das Geleit gab, bemerzte: "Sie haben einen glücklichen Gott!" Es war in der Tat wunderbar, daß wir bei der Aufführung von "Georges Dandin" in 13 Abteilungen unter überhohen Gewehrfeuer nicht Schaden genommen haben. Immer wieder wurde die Bitte an uns gerichtet: "Spielen Sie auch bei uns!" Ein Regimentsgeistlicher behauptete, daß das Schauspiel einen mächtigen Einfluß auf die Stimmung der Soldaten hatte, und daß sie sagten auch die Offiziere. Anstatt des früheren Kartenspiels und der großen Esser begünstigten sie jetzt die Theaterstücke und der geistliche Inhalt derselben.

Unsere letzte Fahrt an die Front war am 18. August (2. September) nach Wöhringhof. Wir übernachteten in der Stellung, und morgens setzte der vorgängige Tag ein. Um zwölf Uhr mittags war noch eine Vorstellung in Wöhring für das sibirische Regiment, das um 2 Uhr ins Feuer ging.

Wichtig, daß wir von diesem Regiment eingeladen wurden, als es genau wußte, daß es zwei Stunden später zum Angriff schreiten müßte!

Wie wir Riga näher kamen, fühlten wir, daß sich ungewöhnliche Dinge vollzogen. Das "Todesbattillon" kam uns entgegen, bei dem wir zwei Tage vorher geistlich hatten. Als die Soldaten sich von uns verabschiedeten, sagten sie, daß sie zum Angriff gerüstet seien. Wir begannen sofort einen zweiten und einem dritten bekannten Regiment. Raum waren wir wieder in der Stadt, so vernahmen wir ja bekannten Granaten. Wir eilten ins Gefängnis, wo wir vor Aufregung nicht zur Ruhe kamen. Es litt uns nicht im Zimmer, und wir begaben uns wieder auf die Straße.

Dort herrschte eine schreckensvolle Verwirrung. In den Straßen sprachen Leute, die einander nie gesehen, davon, daß hier ein Haus vom Artilleriefeuer vernichtet, dann das Kasino in Brand gesetzt, dort ein Mensch davon ungenommen sei u. dgl. m. Ich sah noch in der Droschke, als eine Bombe dicht vor meinen Augen explodierte. "Rafsch, schief nach dem Gefolge!" Ich sah den Fahrer und es schien mir eine Gewinnte, bis wir die letzte Straße zurücklegten. Um 8 Uhr abends wurde es so still, daß ich mit meiner Freundin Einkäufe machen wollte. Deutsche Flieger kreisten zwar über uns, doch das Schrecknis mehr ab. Frachtwagen zogen mit Hausgerät nach dem Bahnhof und unzählige Droschken mit Personen und viel Gepäck fuhren auch dahin. Als wir unser Hotel wieder erreichten, sagte uns der Chef der Abteilung, mit dem wir über alles verhandelt, daß der deutsche Durchbruchversuch wahrscheinlich beendet und nichts weiter zu befürchten sei, so daß wir unsere Spielzeug an der Front fortsetzen könnten. Eine Stunde später begann aber eine neue Kanonade. Es flogen uns vielen Häusern Feuerkugeln auf, und jeder dachte an eine eigene Rettung. Um zwei Uhr kam ein Sendbote von der Partei "Isidor", um uns zur Abreise zu bewegen. Erst widerlegten wir uns; als eine erneute Warnung erfolgte, daß wir bald losgelassen von allen sein könnten und daß alle öffentlichen Gebäude schon geräumt würden, ging es aus Baden. In fünf Minuten mußte es geschehen, denn wiederum erschien ein Offizier und trieb zur Eile.

Zum Unglück bekam meine Freundin noch infolge der Erregung ein heftiges Fieber. Sie wollte in Riga im Lazarett bleiben, um uns nicht zu hemmen, aber wir gingen darauf nicht ein. Mit Mühe und Not schickten wir sie an, tragen sie nach der Droschke und fuhren nach dem Passagierbahnhof. Es war jedoch geschlossen. Wir begaben uns nach dem Militärbahnhof, wo eine Ordnung uns nach dem Militärzug führte. Es waren nur noch Etchplätze in der 4. Klasse; die Franke wurde, so gut es ging, auf der Erde bebetet.

Wichtig erklärte uns Regisseur, der uns begleitet hatte und in der fliegenden Hof nicht mitnehmen konnte, daß er die Kostime und Dekorationen nicht im Stich lassen wollte. Mit diesen Worten führte er hinaus und zur Stadt, ohne auf unser Fieber, sein Leben nicht preiszugeben, zu hören. Noch wissen wir nicht, was aus ihm geworden ist.

Es wurde immer voller und drückender im Wagon, als der Zug sich ganz langsam zu bewegen anfing. Auf jeder Station endloser Aufenthalt. Eine Station, 3 Werst von Riga, wurde mit der Bomben besetzt, die vor unseren Augen explodierten und ein erschreckendes Entsetzen verbreiteten durch die anwachsenden Verkerungen. Die nächste Station war ein Robenpöts. Besand der Angst und mirbe zum Unfluten durch das Stehen, erschloß ich auszukünnen, um nicht auch noch krank zu werden. In Robenpöts schrieb ich diese Zeilen nieder, um von den Qualen ablenken zu werden.

(Wiedergegeben von Maria Behrmann)

### Eine Jagd auf Tod und Leben.

In einer dunklen Ostfennamensch archierte eines unfer Altesa Kleineren Unterseeboot in Regalichen Meer. Eine letzte nochmalige Preis fächelte meine Richtung zu und gaberte keine fährliche Schamwaden auf die dunkle träumende See. Gegen Mitternacht ging im Osten die blasse Mondschleife auf, und der verblissene Perosidungeln hinter den Säumen dieser Wolkensellen spiegelte sich auf den flinkeren Wellen in einer glühenden, glitzenden Silber-

flut wieder. Da tauchte im Westen ein dunkler Schatten auf, der schnell emporwuchs und sich als ein tiefeladener, etwa 5000 Tonnen großer Fischdampfer entpuppte, dessen Ziel anscheinend Sankt Peter. Es wurde sogleich zum Angriff gefahren, und um 12.45 Uhr schellte, in knapp 300 Meter Entfernung, der glänzende Bronzefisch aus dem See, um sich bald darauf als Volltreffer in die Schiffsmitte hinter den Schornstein zu bohren. Eine zweite, kurz darauf folgende Explosion gab Kunde davon, daß die Kessel gebrösten waren und der Dampfer in schneller Einteil begriffen. In der magischen Wondbeleuchtung sah man, wie einstens die Rettungsboote zu Wasser gelassen wurden, von denen jedoch eines sofort kenterte. Es waren kaum neun Minuten nach dem Torpedotreffer verstrichen, als der Dampfer sich plötzlich mit dem Hinterteil hoch aus dem Wasser aufrichtete und dann fersengerade hinabschloß in die unendliche Tiefe. Doch da tauchte am zweiten drohenden Schatten auf, an dessen unterer Grenze die tausende Bugwelle wie eine röhre flackernde Flamme sichtbar wurde. "U. . .", manövrierte sofort zum Bugschuß auf den neuen Gegner, der jetzt fahrt verminderte und an die in nächster Nähe treibenden Rettungsboote des eben gesunkenen Dampfers heranfuhr. Es unter U-Boot aber in die günstige Angriffsrichtung gelangt war, nahm der offenbar von den Rettungsbooten "U. . ." aufmerksam gemachte Dampfer plötzlich Fahrt auf und fuhr direkt auf den Angreifer zu, wenige Sekunden bevor das Torpedolanzierrohr in die richtige Zielrichtung hineingelangt war. Zum Angriff war es nun zu spät, und der Kommandant, Oberleutnant J. S. K., ließ in blühlicher Ueberlegung beide Maschinen mit äußerster Kraft ansetzen, um den bestfälligen Kammerwusch des Feindes zu vereiteln. Weniglangsam rief wuchsen seine Formen höher; großer drohender wurde der Schiffsrumpf, und mit jeder Sekunde kam die schäumende Bugwelle näher. Fast wie auf dem Teller drehte "U. . ." und suchte dabonzuliegen. Doch der tüchtige Dampfer war schneller und näherte sich immer mehr. Nun begann eine wilde Jagd in dem fahlen Mondlicht. Die beiden Unterseebootmotore liefen mit überhiesigen Umdrehungen, und durch stete Kursänderungen suchte "U. . ." dem Verfolger zu entfliehen. Fast schien dies Bemühen vergeblich, denn trotz aller Verwände freizukommen, rückte der Dampfer langsam näher. Als er nur noch knapp 30 Meter ab war, eröffnete der Feind aus zwei Geschützen das Feuer, doch die Dösch gingen weiter über das angelegte Boot hinweg. Die Gefahr wurde immer größer! Den Männern auf der kleinen Brücke des Unterseeboots stochte fast der Pulsschlag! Zehn Meter noch! Sollte der schändliche Plan des Feindes gelingen? Da gab der oestigeagewandte Kommandant in der höchsten Gefahr Befehl: "Halt Abstand!" "Schnelltauchen!" Am nächsten Augenblick schoß der scharfe Sten des Dampfes am Heck des Unterseebootes vorbei. Doch schon füllten sich die Tauchstänke, und unter dem Druck des Tiefenruders schoß das nebelte Unterseeboot hinab in die schäumende Tiefe, gerade als brühen wieder mehrere Schiffe aufzublicken. Gezeiten! Eine Notflucht fiel unter der Seele des Kommandanten, indes "U. . ." unter Wasser aus der gefährlichen Nähe des feindlichen Hüftkreuzers ausließ.

### Bunte Zeitung.

Hindenburg-Obstkämme anstatt Hindenburg-Eichen. Ein ermöglichter Vorschlag für eine neue und dankbare Form der Hindenburg-Ehrung taucht in rheinischen Blättern auf. Es wird davon ausgegangen, daß der 70. Geburtstag des Nationalhelden Veranlassung geben wird, an zahlreichen Orten Hindenburg-Eichen zu pflanzen, die namentlich in den Südtälern, die die Bismarck-Eichen zeigen, sich nur zu kümmerlichen Bäumen entwickeln dürfen und kaum das Bild einer kernigen Heldeneiche, wie wir sie in den Wäldern zu sehen gewöhnt sind, geben. Es wird vorgeschlagen an Stelle der Eichen, jodern man den Gedanken einer Pflanzung, gegen den an sich nichts einzuwenden ist, beizubehalten, mit einem fruchttragenden Baum hinzuzustellen, der in seiner Symbolik mindestens ebenso stark wäre wie eine Eiche. Die Wahl könnte ganz dem Landrecht angepaßt werden, auf dem die Pflanzung erfolgt, so daß der Baum dem auch nützlich gedeiht und Früchte trägt. Möglicherweise man a. B. einen präferierenden Apfel- oder Birnbaum zu pflanzen der Geburtstag Hindenburgs, der doch ein Nationalfeind für uns bleiben wird, denn die Jugend um den Baum vereinen und eine frühere Einte jedes Kind größer davon erinnern, daß Hindenburg es gewesen ist, der mit seinen tapferen Heerführern das Deutsche Reich befreit hat und uns ermöglicht, die Früchte unseres heimischen Bodens frei zu genießen. Da das Kind nun einmal seine künftigen Erinnerungen an materielle Vorteile anknüpft, wäre die Eiche am Hindenburg-Birnbaum zum mindesten ein schönerer Gedanke als die frühere Würdigungverteilung, wie sie in vielen Gegenden an Sonntage üblich war. S. & H.

Der Turm von Babylon. Man hat uns erzählt, so schreibt die Zeitung "L'Evénement" in Paris, daß der Turm zu Babel nicht erbaut werden konnte, weil seine Erbauer nicht dieselbe Sprache sprachen. Das ist wenig wahrscheinlich; man muß dieselbe Sprache sprechen, um sich nicht zu verstehen.

Gestern befand ich mich in einem Restaurant, das ganz international ist im Hinblick auf die Einte, die Nationalität der Keller und des Wirtstums. In einem Tisch neben mir saßen eine junge Parisierin und ein amerikanischer Soldat. Jeder hatte ein kleines Tafelchen vor sich, in dem beide feierlich blickten, um dann die Elemente einer kleinen Unterredung zu finden. Um 10 Uhr legte man sie an die frische Luft, weil das Restaurant geschlossen wurde. Sie hatten gerade angefangen zu essen. Sie hatten wenig gegessen und noch weniger geplaudert. Sie gingen ineinander eingehängt fort. Sie verabschiedeten sich . . .

In einem anderen Tisch sah ein englisch-französisches Paar. Sie sprachen beide zu gleicher Zeit: er Englisch, sie Französisch. Es waren übereinstimmend davon, daß sie miteinander plauderten und wenn einer der beiden leckte, weil er erlaube, etwas besonderes Gesträuchsel zu haben, so lachte der andere mit — aus Vertrauen . . .

Einmal weiter sah eine ältere Französin mit einem jungen tanabischen Soldaten. Sie verteilte sich darauf, Englisch zu sprechen — d. h. sie improvisierte eine Sprache, wie sie die Göttern in den Himmeln sprechen. Der Kanakler antwortete:

unermüdblich: Oh! mit einem Mädchen. "Oh" ist der Grundstod der englischen Konversation. Es kommt auf die Ausprägung an. Und beide verstanden sich sehr gut. . . . Auch ein französisches Ehepaar war in dem Restaurant. Beide sprachen, gut, auch viel zu gut. Rein, was sie sich während der ganzen Zeit gemeint haben! Die Franzosen scheinen bei den Französinen endgültig in Ungnade gefallen zu sein . . .

Großfürst Dmitri Pawlowitsch wird gemeiner Soldat. Bei den Untersuchungen über den Mord an Rasputin glaubt man, wie erinnerlich, gefunden zu haben, daß die eigentlich treibende Kraft nicht Fürst Jassipon selbst, sondern Großfürst Dmitri Pawlowitsch gewesen war. Der Großfürst begann daher nach dem Tode des Zarentums die Folgen der Untersuchung zu fürchten, die die Provisionäre Regierung angeblich vornehmen wollte. Er flüchtete deshalb, wie ein ausländisches Blatt mitteilt, nach Berlin, wo er sich in einer kleinen Stadt in der Nähe Tebrans verborgen hielt. Aus Gründen, die nicht näher bekannt sind, scheint indes die Provisionäre Regierung die Luft an einer Wiederaufnahme des Verfahrens verloren zu haben. Der Großfürst soll nun von Kerenski die Erlaubnis erbeten haben, nach Rußland zurückzukehren, und der Diktator soll der Bitte unter der Bedingung entsprochen haben, daß Dmitri Pawlowitsch als gemeiner Soldat in die Armee eintritt, worauf dieser auch eingegangen sein soll. Er sei bereits nach der Ostfront unterwegs.

Kohlenlager in der Schweiz. Die Schwierigkeit der schweizerischen Kohlenversorgung, die trotz des deutschen Entgegenkommens zu einer nationalen Sorge geworden ist, haben die Schweiz dazu geführt, sich nach eigenen Braunkohlequellen umzuwenden. Dabei hat man, außer auf Lormoore, auch auf die Kohlenlager im Kanton Wallis zurückgegriffen, zu deren Ausbeutung mit behördlicher Unterstützung eine Kohlenbergwerksgesellschaft gegründet wurde. Die Kohlenlager in Wallis waren bereits vor 100 Jahren bekannt. Der Abbau erweist sich aber damals unrentabel, so daß er eingestellt wurde. Heute, bei den höheren Kohlenpreisen, hat sich dies geändert. Nach den geologischen Ermittlungen handelt es sich, wie mit den "Naturwissenschaften" (Bericht von Prof. Springer in Berlin) entnehmen, um zwei ausgeprägte Kohlenflöze, die sich zu beiden Seiten der Rhone an den Alpenhängen hinziehen. Die flinkste Seite ist sich auf saarösisches Gebiet fort. Auf Schweizer Boden hat eine Länge von 80 km. Der rechteckigste begeben ist nur etwa 20 km lang. Der Kohlenvorrat dieser beiden Flöze wird auf mindestens 100 Millionen Tonnen geschätzt. Die chemische Untersuchung ergab, daß die Kalorienmenge der Kohle — es ist Anthrazit — zwischen 4000 und 5700 schwankt. Sie ist somit als günstig zu betrachten und bedeutend höher als Braunkohle einzuwerten. Leider enthält diese Kohle eine ziemlich große Aschemenge, die bei der Verbrennung unter gewissen Umständen hinderlich ist. Noch wichtiger ist unter Umständen, daß ein wesentlicher Teil der Walliser Kohle Granit aufweist, der bekanntlich sehr unvorteilhaft ist. Doch sind mit diesem Nachteil, wie bemerkt, nur bestimmte Kohlen behaftet, so daß der Abbau trotzdem in Angriff genommen wird. Er muß im Stillen ausgeführt werden.

### Preis-Rätsel.

Problem: „Der Sammler.“



### Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 41:

Auflösung des Umkehr-Rätsels. „Mia — Uua.“

Nichtige Lösungen fanden rechtzeitig ein: Gertrud Kretzmann, Gustav Grundke, Ella Wadmann, Marianne u. Käthe Martini, Rosa Trebbich, Olga Banner, Fritz Schwarze, Fritz Wadmann, Wilhelm Wadmann, J. Martin, Hans Keller, E. Keller, Hans Hermann Frenzel, H. Blah, Rudolf Wagner (Zappendorf), Lina Hauch, Lucie Heindorf, Walter Hübn (Zauberg), Fritz und Kurt Binte, Käthe Bielow, Paul Goehcke (Merzhofen), Art Schubert, H. Schlicht, Wolfgang Beyer, Karl Brandt (Magdeburg), Gerhard Wever, H. Heintze, Käthe Breitler, Paul Müller, Edmund Friedrich, Anna Berger, Wilhelmine Fiedler, Ella Fiedler, Otto Banner, Kurt Hartwig, Fr. Erdmuth, Rosa H. Helmut Bohmeyer, Martin Mäder, Martha Müller, Gertrud Voigt, Otto Schäfer, L. Meusel, Marie Müller, Hugo Liebe (Artern), Fr. Häfeler (Schöffel), Fr. Hauswald (Merzbach), Fr. Alma Herken (Oberöblingen), Fr. Elise Schöber.

Den Preis erhielt Lina Hauch, und zwar: Kretzmann, Grundke,